

Christliche Cafés als Ausdruck einer missionarischen Kirche in einem sich wandelnden sozialen Kontext

Warum die Kirche Netzwerkgemeinden braucht

Pluralisierung und Mobilität sind zwei Grundbedingungen des modernen Lebens. Das Leben vollzieht sich immer weniger in gewachsenen Strukturen, wie sie für das Dorf und teilweise auch noch für manche Viertel oder Kieze in Städten typisch sind. An ihre Stelle treten neue und hochflexible soziale Netzwerke, die durch gemeinsame Interessen, Lebensstile oder Lebenslagen gekennzeichnet sind und sich meistens nicht institutionell binden. Ihnen eigen ist, dass sie häufig nicht von Dauer sind. Die meisten Menschen bewegen sich in mehreren Netzwerken nebeneinander, an deren Rändern es vielleicht Schnittmengen gibt. Häufig führt das dazu, dass sich das Leben wie auf verschiedenen Inseln abspielt.

Kirchliche Arbeit ist hingegen seit vielen Jahrhunderten eng mit dem Wohnort, an dem sich eine Gemeinde befindet, verflochten. Wie Nachbarschaften oder Vereine auch bezieht sie ihre Kraft aus ihrem direkten Umfeld und trägt ihrerseits zur Lebensqualität am Wohnort bei. In dem Maße, wie das direkte Wohnumfeld für die Menschen eine immer geringere Rolle spielt, geraten Kirchengemeinden - ohne dass es ihnen vielleicht bewusst ist oder sie geeignete Maßnahmen zum Gegensteuern ergreifen könnten - zunehmend unter Druck.

Gerade in städtischen Ballungsräumen fühlt sich nur noch ein Teil der Menschen der Kirchengemeinde zugehörig, die sich in unmittelbarer Nähe ihrer Wohnung befindet. Trotz räumlicher Nähe ist die innere Distanz zur Kirche manchmal riesig. Eine 38jährige, die durch Freunde mit dem Glauben in Berührung kam, beschrieb ihre Erfahrung so: „Mein Weg in diese Kirche war weit, obwohl ich nur einen Steinwurf entfernt wohne.“

Über Jahrhunderte hinweg bildete der Kirchturm die Mitte nahezu jeden Dorfes. In Zeiten der mobilen Gesellschaft hingegen muss Nähe neu interpretiert werden. Nähe ist heute weniger ein räumlicher denn ein kultureller Begriff. Man fühlt sich jenen nahe, die so ähnlich leben wie man selbst.

Deshalb muss eine Kirche, die nah bei den Menschen sein will, vor allem den kulturellen Graben, der sich zwischen ihr und dem Lebensstil der Menschen aufgetan hat, überwinden. Sie muss in die Netzwerke hineingehen. So können Vertrauen

und Akzeptanz entstehen, die Voraussetzung bilden für den gewünschten Dialog über den Glauben.

Damit ist ganz grob die missionarische Herausforderung unserer Zeit umrissen: Wie können wir als Kirche – neben der konventionellen Arbeit - Teil der Netzwerke werden? Wie kann es gelingen, Menschen in ihrer vertrauten Kultur neugierig auf den Glauben zu machen? Wie kann der Wechsel in der kirchlichen Arbeit gelingen von der Programm- zur Beziehungsorientierung? Wie können Christen Räume eröffnen, in denen zwanglose Kommunikation gepflegt wird im Gegensatz zur kirchlichen Gruppenarbeit, in die Außenstehende erfahrungsgemäß nur schwer hineinflinden?

Gerade wo Menschen nicht mehr von allein den Weg in die Kirche finden, wird es für die Zukunft des christlichen Glaubens von wesentlicher Bedeutung sein, wie Christen inmitten der säkularen Kultur neben der bewährten Gestalt neue, erkennbare und ansprechende Formen entwickeln, so dass Menschen darauf aufmerksam werden und sich wohl fühlen.

Die sich neben der klassischen parochialen Struktur andeutende Entwicklung ist möglicherweise so tief greifend wie der Wandel, der sich im Bereich der Telekommunikation seit etwa Mitte der Neunziger Jahre vollzieht. 2002 überstieg die Zahl der Mobiltelefone erstmalig die der Festnetzanschlüsse. Im selben Jahr begann der Anteil der Festnetzanschlüsse zu sinken. In internen Studien der Telekom geht man davon aus, dass bereits 2015 nur noch etwa jeder fünfte Haushalt eine Festnetzbindung hat. Insbesondere in der jüngeren Generation entscheiden sich mehr und mehr Menschen nur noch für ein Handy. – Ich gehe davon aus, dass wir zukünftig von einer ähnlichen Pluralität der Gemeindeformen ausgehen können und dass ein zweites System ´mobiler` Gemeinden entsteht, die neue temporäre Orte des Glaubens entstehen lassen.

Man schätzt, dass 15 Millionen Deutsche täglich ein Café aufsuchen. Cafés sind *die* Treffpunkte unserer Zeit. Es ist deshalb nahe liegend, wenn Christen Cafés eröffnen; am besten dort, wo Menschen ihre Freizeit verbringen. Christliche Cafés wie das *Kashu* in Karlsruhe, der *Pulverturm* in Lemgo, das *Kreuz & Quer* in Landau, das Berliner *Café Impuls* oder das *Café Brückenschlag* in Kassel haben ihren Weg gefunden und sich über viele Jahre erfolgreich in einer säkularen Umgebung behauptet. Durch sie haben viele Kirchendistanzierte einen neuen Zugang zum Glauben bekommen. Diese Cafés wollen bewusst ´Kirche am anderen Ort` sein.

Es ist ihre Absicht, sich optisch erst einmal gar nicht von anderen (professionellen) Cafés zu unterscheiden. Die Gäste sollen nicht sofort darauf stoßen, dass es sich um ein christliches Angebot handelt. Dem Bild, das sich viele Menschen von der Kirche gemacht haben, wollen sie nicht entsprechen. Ihre besondere Atmosphäre, das kulturelle Veranstaltungsangebot oder die engagierte Haltung der Mitarbeitenden sind jedoch Erkennungszeichen dafür, dass Christen dort ihren Glauben in einer kulturell relevanten, zeitgemäßen Weise leben. So wird manches Vorurteil abgebaut. Jenes Vertrauen, das unabdingbare Voraussetzung dafür ist, dass Menschen sich für Fragen des Lebens und des Glaubens öffnen, kann wachsen.

Christliche Cafés können Räume bieten, in denen Menschen die Bedeutung des Evangeliums für ihr Leben entdecken. Das Café kann zum Treffpunkt einer bestimmten `Szene` werden, an den Christen ihre nicht-christlichen Freunde einladen können ohne sie einem Kulturschock auszusetzen.

Christliche Cafés sind häufig sogar ein Produkt jener Netzwerke, die unsere Gesellschaft hervorbringt. Denn hinter vielen christlichen Cafés steht ein solches Netzwerk von Christen aus unterschiedlichen Gemeinden, die sich durch einen weitgehend übereinstimmenden Lebensstil und eine gemeinsame Mission auszeichnen. Um diesen Kristallisationspunkt herum erweitert sich das Netzwerk.

Die Verfasser des EKD-Reformpapiers „Kirche der Freiheit“ haben die Bedeutung von Netzwerken für die kirchliche Organisationsentwicklung erkannt. Sie empfehlen, dass 25% aller evangelischen Gemeinden im Jahr 2030 Netzwerkgemeinden sein sollen. Während Kirchengemeinden nach geografischen Kriterien ausgerichtet sind, erreichen diese neuen Gemeindeformen Milieus, die sich nicht geografisch lokalisieren lassen. Sie stellen daher eine Ergänzung der parochialen Struktur dar.

Die Erfahrungen in der christlichen Caféarbeit zeigen bereits, dass jene christlichen Cafés, die nicht in direktem Zusammenhang mit der Arbeit *einer* Gemeinde stehen, eigene Ausdrucksformen geistlichen Lebens entwickeln. Das macht dort Sinn, wo Christen aus verschiedenen Kirchengemeinden und Prägungen gemeinsam ein Café betreiben. Wo eine Café-Gemeinschaft gezielt missionarisch arbeitet und sich als geistlicher Kristallisationspunkt versteht, kommen auch immer wieder Menschen zum Glauben. Sie finden dann zuerst im Café ein geistliches Zuhause; weniger in einer x-beliebigen Kirchengemeinde an ihren Wohnorten. Denn

mit großer Wahrscheinlichkeit ist die Café-Kultur nicht kompatibel mit der Gemeinde-Kultur.

Es spricht also aus missionarischer Perspektive manches dafür die christliche Caféarbeit in der Evangelischen Kirche zu intensivieren, weil sie jenen Netzwerkgemeinden entsprechen, die für die Kirche von morgen große Bedeutung haben. Doch beim Weiterdenken stößt man unweigerlich auf einen erheblichen theologischen und kirchenrechtlichen Klärungsbedarf hinsichtlich des Status einer Netzwerkgemeinde:

- Welche Größe und welcher Grad an Selbständigkeit gelten als Kriterium für die Lebensfähigkeit einer Netzwerkgemeinde?
- Wie verhält sich eine Netzwerkgemeinde zur evangelischen Kirchengemeinde, auf deren Territorium sie sich befindet?
- Wenn in dieser Gemeinde Menschen zum Glauben kommen und den Wunsch äußern getauft zu werden – wäre es dann nicht nahe liegend, dass eine Netzwerkgemeinde von der Kirchenleitung zu bestimmten Kasualien autorisiert wäre?
- Welche Konsequenzen hätte eine solche Anerkennung des Cafés als Gemeinde in rechtlicher Hinsicht; also im Bezug auf Leitungsstrukturen oder Zugang zu personellen bzw. finanziellen Ressourcen?
- Wäre eine Netzwerkgemeinde auch voll gültige Gemeinde, wenn der pastorale Dienst nicht von einer Pfarrerin, sondern von einem Diakon oder von Ehrenamtlichen ausgeübt wird?

Was zunächst wie das Gebot der Stunde erscheint, birgt also eine ganze Reihe Stolpersteine in sich. Hinzu kommt, dass es in der Natur von Netzwerken liegt, sich institutionell nur schwer zu verorten. Man gehört einem informellen Netzwerk an, bringt sich dort auch gern ein, aber unverbindlich. Menschen, die sich in Netzwerken bewegen, verhalten sich gegenüber den Wünschen nach einer erklärten Zugehörigkeit zur Kirche oft erst einmal sehr zurückhaltend.

Im Übrigen ist diese Unverbindlichkeit nicht nur ein Problem, mit dem die Kirche zu tun hat. Auch Wirtschaftsunternehmen kämpfen massiv mit zurückgehender Kundenbindung; bei den Wahlen haben Parteien mit einer wachsenden Gruppe von Wechselwählern zu tun usw. Als Evangelische Kirche müssen wir uns also darüber klar werden, ob und welche unterschiedlichen Grade von Zugehörigkeit zukünftig möglich sein sollen.

Für viele lebensstilbezogenen Projekte gilt außerdem ein bestimmter Lebenszyklus, wie es auch in der Jugendarbeit häufig der Fall ist. Wer sich 1997 während seines Studiums mit einem beachtlichen Zeitvolumen als Freiwilliger in einem christlichen Café eingebracht hat, wird das 2007 als frischgebackener Familienvater und Hausbesitzer nicht mehr schaffen. Manch einem Café, das als Treffpunkt einer bestimmten `Szene` gilt, droht deshalb nach einigen Jahren die Luft auszugehen.

Diese neuen Formen von Gemeinde sind also nicht auf Dauer angelegt, weil Netzwerke ständig in Bewegung sind. So hat z.B. eine christliche Gemeinschaft in Karlsruhe 13 Jahre lang die Programmkneipe „Kashu“ betrieben. 2004 gab es die ersten Krisenanzeichen, 2006 wurde dann die letzte Pizza serviert. Das Netzwerk besteht jedoch weiter und orientiert sich neu. Man darf gespannt sein, auf welche Art und Weise sie nun ihrer missionarischen Berufung und Leidenschaft Ausdruck verleihen werden.

Nur einige der rund 100 Cafés, die dem Netzwerk Christliche Cafés bei der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) angehören, sind strukturell eingebunden in die Evangelische Kirche, z.B. als Arbeitszweig einer Kirchengemeinde. Eine große Zahl existiert im Nebeneinander zur Kirche – nicht zuletzt auch, weil die Evangelische Kirche in vielen Café-Trägervereinen nur ein Partner neben anderen ist.

Bis zur gezielten Unterstützung christlicher Caféprojekte als Bestandteil eines `missionarischen Masterplans` der Evangelischen Kirche scheint es also noch ein weiterer Weg zu sein. Dennoch darf dieses Ziel nicht aus den Augen verloren werden. Wichtig ist, eine ausgewogene Balance zwischen einer gesunden Eigenständigkeit und einer gelungenen Integration in die kirchlichen Strukturen zu erreichen.

Die Anglikanische Kirche in England hat auf diesem Weg schon eine beachtliche Strecke zurückgelegt und kann Erfolge aufweisen. Auch hier galt es ähnliche Hürden zu überwinden. Doch der anglikanische Bischof Graham Gray zeigte sich schon am Anfang dieses neuen Weges überzeugt: „Wir werden eine `Mischwirtschaft` aus Ortskirchengemeinden und Netzwerkgemeinden brauchen, die innerhalb eines größeren Gebietes, also vielleicht eines Dekanats, partner-

schaftlich mit anderen zusammenarbeiten.“¹ In England hat man begriffen, dass Mission Vorrang hat vor Kirchenstrukturen. Mehr noch: Mission lässt ganz neue kirchliche Strukturen entstehen. Die neuen Ausdruckformen sind nicht Gemeinden zweiter Klasse.

Wenn die Evangelische Kirche christliche Cafés als Netzwerkgemeinden bewusst anerkennen und fördern möchte, setzt das auch Verständnis dafür voraus, dass manches erst noch im Werden ist oder in „Prototyp-Bauweise“² errichtet wird. Christliche Cafés benötigen Freiräume zum Experimentieren. Unabhängig agieren können ist für sie von existentieller Bedeutung. Sie müssen Entscheidungen schnell und unbürokratisch treffen können. Wie ein Seismograf müssen sie kleinste Veränderungen im missionarischen Kontext registrieren und kreativ darauf reagieren.

Eine angemessene Unterstützung könnte z.B. gelingen, indem eine Art „Evangelische Innovations-Agentur“ ins Leben gerufen wird. Gründerinitiativen könnten mit einem Rahmenkonzept unterstützt und mit einer Anschubfinanzierung ausgestattet werden. Neue christliche Cafés würden in den ersten drei Jahren fachlich begleitet; ihr Wachstumsprozess evaluiert und weiterentwickelt mit dem Ziel, nach fünf Jahren den Status einer voll gültigen Gemeinde zu erreichen.

Andreas Schlamm

¹ Michael Herbst (Hg.): Mission bringt Gemeinde in Form, S. 15. Neukirchen-Vluyn 2006.

² ebd., S. 22